

Leseprobe aus:

Rona Jaffe
Das Beste von allem

Rona Jaffe
Das Beste
von Allem

Roman



© 2012 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf ullstein-buchverlage.de

Das Buch

Eigentlich wollte Caroline heiraten, doch ihre große Liebe verließ sie für eine andere. Um sich abzulenken, fängt sie als Sekretärin beim New Yorker Verlag Fabian Publications an. Die Notlösung erweist sich schnell als beste Entscheidung ihres Lebens, was auch an ihren Kolleginnen liegt, die schnell zu Freundinnen werden. Genau wie Caroline sind sie Anfang zwanzig und hungrig nach Leben. Sie sind nach New York gekommen, um ihre Träume zu verwirklichen. Rastlos und sehnsüchtig durchstreifen sie die Straßenschluchten, die Bars und Theater der Metropole, immer auf der Suche nach etwas Großem: der großen Chance, dem großen Abenteuer, der großen Liebe. Sie treffen Männer in gutsitzenden Anzügen in schummrigen Bars, verhandeln mit schmierigen Vorgesetzten um ihr Gehalt, verlieben sich in den Falschen, der doch der einzig Richtige ist, werden vor schwere Entscheidungen gestellt und können sich bei alledem immer blind aufeinander verlassen.

Bei seinem ersten Erscheinen in den fünfziger Jahren sorgte dieser Roman unter jungen Frauen für Furore. Jetzt liegt *Das Beste von allem* in einer brillanten Neuübersetzung endlich wieder auf Deutsch vor und hat nichts von seinem Zauber verloren, im Gegenteil: Es ist verblüffend, wie aktuell er ist.

Die Autorin

Rona Jaffe, 1931–2005, hat zahlreiche Romane veröffentlicht. Ihr Debütroman *Das Beste von allem* brachte ihr den großen Durchbruch, denn selten wurde so offen und ohne Scheu vor Tabuthemen über das Leben junger Frauen erzählt. Millionen Leserinnen erkannten sich in ihren Figuren wieder. Sie ist Gründerin der Rona-Jaffe-Foundation, einer Stiftung, die amerikanische Nachwuchsautorinnen fördert.

Rona Jaffe

Das Beste von allem

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Susanne Höbel

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de

Dieses Buch erschien erstmals im Jahr 1959 unter dem Titel
Alle meine Träume im Wolfgang Krüger Verlag, Hamburg.
Für die vorliegende Ausgabe wurde der Text von
Susanne Höbel neu übersetzt.



Neuausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Mai 2012

© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2012

© 1958 by The Rona Jaffe Foundation

All rights including the rights of reproduction in whole or in part in any form.

Titel der amerikanischen Originalausgabe: *The Best of Everything*
(Penguin Books, New York)

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München,
nach einer Vorlage von Stefanie Posavec.

Titelabbildung: © Bernart Gotfryd/Getty Images

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Joanna

Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH

Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-28475-0

Für Phyllis, Bob, Jay, Jerry und Jack

Sie verdienen das Beste von allem

Den besten Job, die beste Umgebung,
die beste Bezahlung, die besten Kontakte.

Aus einer Anzeige in der *New York Times*

Erstes Kapitel

Jeden Morgen um Viertel vor neun sieht man sie: Sie strömen aus dem Schlund des Subway-Tunnels, eilen aus der Grand Central Station und überqueren die Avenues – Lexington, Park, Madison und Fifth –, Hunderte und Aberhunderte junger Frauen. Manche wirken fröhlich, andere missmutig und andere wiederum so verschlafen, als lägen sie noch in ihren Betten. Manche – diejenigen, die von Brooklyn, Yonkers, New Jersey, Staten Island und Connecticut pendeln – sind seit halb sieben auf den Beinen. Sie haben die Morgenzeitung und prall gefüllte Handtaschen bei sich. Einige tragen flauschige Mäntel, in Mädchenfarben wie Rosa oder Hellgrün, und fünf Jahre alte Riemchenschuhe und haben die Haare unter den Kopftüchern in Lockenwickler gedreht. Andere tragen elegante schwarze Kostüme (vielleicht vom letzten Jahr, aber woran will man das erkennen?) und Lederhandschuhe und haben ihr Lunch in geblühten Papiertüten von Bonwit Teller dabei. Niemand hat genug Geld.

Um acht Uhr fünfundvierzig, am Mittwoch, dem zweiten Januar 1952, kam ein zwanzigjähriges junges Mädchen namens Caroline Bender aus der Grand Central Station, ging erst in Richtung Westen und bog dann nach Norden zur Radio City ab. Sie war mehr als herkömmlich hübsch, hatte dunkle Haare und helle Augen und ein Gesicht, das Freundlichkeit und Intelligenz verriet. Sie trug ein graues Tweed-

kostüm, in dem sie am College zu feierlichen Anlässen gegangen war, und hatte eine kleine Aktentasche dabei, in der sich ein Portemonnaie mit fünf Dollar, ein Fahrscheinheft, ein Schminktäschchen und drei Zeitschriften befanden: *The Cross*, *My Secret Life* und *America's Woman*.

Es war einer der üblichen kalten, nebeligen Wintermorgen in New York, an denen man unwillkürlich an Lungenkrankheiten denkt. Caroline eilte in der Menge weiter und nahm die Menschen um sich herum kaum wahr, sie war nervös, ängstlich und seltsam erregt. Dies war ihr erster Arbeitstag, sie trat die erste Stelle in ihrem Leben überhaupt an, dabei betrachtete sie sich eigentlich nicht als jemand, der Karriere machen wollte. Hätte sie letztes Jahr an diesen feuchtkalten Januar gedacht, hätte für sie kein Zweifel bestanden, dass sie verheiratet sein würde. Schließlich hatte sie einen Verlobten, da schien das nur logisch. Jetzt hatte sie keinen Verlobten mehr und auch niemanden, an dem sie interessiert war, und die neue Stelle war aus mehr als nur wirtschaftlichen Überlegungen sinnvoll – sie war eine emotionale Notwendigkeit. Caroline glaubte nicht, dass das Leben als Sekretärin in einem Großraumbüro sehr aufregend war, sie musste einfach dafür sorgen, dass es aufregend würde. Andernfalls hätte sie zu viel Zeit zum Nachdenken und müsste sich an zu viel erinnern ...

Fabian Publications, ein großer Verlag, hatte seine Büros auf fünf voll klimatisierten Etagen in einem der modernen Wolkenkratzer von Radio City. Mit der jetzt beginnenden ersten Woche des neuen Jahres waren alle freien Stellen neu besetzt worden. Drei Sekretärinnen waren aus dem Schreibbüro ausgeschieden, eine, um zu heiraten, die anderen beiden, weil sie bessere Stellen gefunden hatten. Dafür waren drei neue Sekretärinnen eingestellt worden, die an diesem Mittwoch, dem zweiten Januar, anfangen sollten. Eine davon war Caroline Bender.

Es war fünf vor neun, als Caroline auf der Etage ankam, wo das Großraumbüro war, und sie stellte überrascht fest, dass der große Raum im Dunkeln lag und alle Schreibmaschinen noch mit Hauben bedeckt waren. Sie hatte befürchtet, sie käme zu spät, und jetzt war sie die Erste! Sie fand den Schalter für die Deckenbeleuchtung, machte Licht und schlenderte im Raum umher, während sie darauf wartete, dass jemand kam. Um den großen Raum in der Mitte mit den Schreibtischen für die Sekretärinnen in langen Reihen lagen die Büros der Lektoren, deren Türen geschlossen waren. An einigen klebten noch Lamettglöckchen und rote Schleifen, die jetzt, da Weihnachten vorüber war, einen tristen, trübsinnigen Anblick boten.

Caroline öffnete die Türen zu einigen der Büros und stellte fest, dass sie gemäß der Bedeutung der Inhaber abgestuft waren, von kleinen Zellen mit gefliesten Fußböden und zwei Schreibtischen zu größeren Zellen mit nur einem Schreibtisch bis hin zu zwei geräumigen Büros mit Teppichboden, Ledersesseln und holzgetäfelten Wänden. An den herumliegenden Büchern und Zeitschriften erkannte sie, dass eins dem Herausgeber von *Derby Books*, das andere dem der Zeitschrift *The Cross* gehörte. Jetzt hörte sie Stimmen in dem großen Saal, Lachen und Begrüßungen. Plötzlich überkam sie große Schüchternheit, und sie trat mit zögernden Schritten aus dem Büro des einen Herausgebers.

Inzwischen war es neun Uhr, und der Raum füllte sich mit jungen Mädchen, von denen keins sie bemerkte. Die Teletypistin hatte die Lockenwickler herausgenommen und bürstete sich die Haare aus, eine der Schreibkräfte ging von Tisch zu Tisch, sammelte leere Gläser ein und nahm Kaffeebestellungen entgegen. Hauben wurden von Schreibmaschinen abgezogen, Mäntel aufgehängt, Zeitungen zum Lesen auf Schreibtischen ausgebreitet, und jedes Mädchen, das neu

hereinkam, wurde mit freudigem Juchzen begrüßt. Es klang, als hätten sie sich vier Wochen lang entbehren müssen, nicht vier Tage. Caroline wusste nicht, welcher Schreibtisch ihr zugewiesen würde, und wollte sich nicht an den eines anderen Mädchens setzen, also blieb sie am Rand stehen, sah den anderen zu und fühlte sich zum ersten Mal an diesem Morgen als Außenseiterin in einem Privatclub.

Dann kam forschen Schrittes ein einzelner Mann herein, sein Gesichtsausdruck amüsiert und leicht verlegen, als würde er in eine Teegesellschaft der Damen platzen. Bei seinem Anblick setzten sich ein paar der Mädchen gerade hin und nahmen eine eher geschäftsmäßige Haltung ein. Der Mann, vielleicht Ende vierzig und von mittlerer Größe, dabei aber drahtig, so dass er kleiner wirkte, hatte ein blasses, gefurchtes Gesicht, das noch zerstörter wirkte, weil Spuren darin zeigten, wie attraktiv es einmal gewesen war. Er blieb beim Wasserspender stehen und trank ausgiebig, richtete sich dann auf und verschwand in einem der Herausgeberbüros. Er trug einen Kamelhaarmantel mit einem großen Brandmal von einer Zigarette auf dem Reverskragen.

»Wer ist das?«, fragte Caroline das Mädchen neben sich.

»Mr Rice. Er ist der Herausgeber von *The Cross*. Du bist neu, oder?«, sagte das Mädchen. »Ich heiße Mary Agnes.«

»Ich heiße Caroline.«

»Hoffentlich gefällt es dir hier.« Mary Agnes, ein dünnes, mäßig hübsches Mädchen mit dunklem gewelltem Haar, trug einen schwarzen Wollrock mit einer durchsichtigen Nylonbluse dazu. Sie war auffallend flachbrüstig.

»Ja, das hoffe ich auch«, sagte Caroline.

»Also, du kannst einen von diesen beiden Schreibtischen hier haben, wenn du etwas verstauen möchtest. Diese Woche arbeitest du für Miss Farrow, ihre Sekretärin hat nämlich gekündigt. Normalerweise kommt sie gegen zehn. Sie geht

dann mit dir rum und stellt dich den anderen vor. Möchtest du einen Kaffee?«

»Sehr gern«, sagte Caroline. Sie verstaute ihre Aktentasche und ihre Lederhandschuhe in der Schublade des einen freien Schreibtisches und hängte ihr Jackett über die Rückenlehne des Stuhls.

Mary Agnes winkte das Mädchen herüber, das die Kaffeebestellungen aufnahm. »Brenda, das ist Caroline.«

»Hi«, sagte Brenda. Sie war eine füllige, recht hübsche Blondine, aber wenn sie lächelte, fielen da, wo die beiden oberen Eckzähne sein sollten, zwei Zahnlücken auf, so dass sie ein bisschen wie ein Werwolf aussah. »Wie trinkst du deinen Kaffee? Am besten, du nimmst einen Keramikbecher, keinen Pappbecher.«

»Danke«, sagte Caroline.

Mit einem Hüftschwung ging Brenda wieder zu ihrem eigenen Schreibtisch. »Bei ihr musst du aufpassen«, sagte Mary Agnes verschwörerisch, als Brenda außer Hörweite war. »Erst lässt sie dich für den Becher und den Kaffee bezahlen, und dann gibt sie den Becher zurück und behält das Pfandgeld. Lass dir das nicht gefallen.«

»Ich passe auf«, sagte Caroline

»Hast du einen Schlüssel zur Damentoilette?«

»Nein.«

»Na, du kannst meinen benutzen, bis du deinen eigenen bekommst. Frag mich einfach. Hast du ihre Zähne bemerkt?«

»Wessen Zähne?«

»Die von Brenda. Sie ist verlobt, und jetzt lässt sie sich alle kaputten Zähne ziehen, so dass ihr Mann für die neuen bezahlen muss. Hast du so was schon mal gehört?« Mary Agnes kicherte und spannte zwei Bögen weißes Papier mit Kohlepapier dazwischen in ihre Schreibmaschine.

»Wie ist denn dieser Mr Rice? Heißt er so? Wie ist er?«, fragte Caroline. Sie mochte Männer mit Kamelhaarmänteln.

Da trat ein aufrichtig frommer und ergriffener Ausdruck in Mary Agnes' wenig reizvolles Gesicht. »Es ist so traurig«, sagte sie. »Menschen wie er tun mir immer so leid. Ich wünschte, jemand könnte ihm helfen.«

»Was ist denn mit ihm?«

»Du musst mal die Zeitschrift lesen, die er macht. Da wird dir schlecht.«

»Meinst du, er schreibt die Sachen, weil er daran glaubt?«

»Schlimmer noch«, sagte Mary Agnes. »Er schreibt das alles, weil er an überhaupt nichts glaubt. Die Artikel, die er schreibt, klingen ziemlich fromm, aber es ist alles nur Gerede. Mir tun die armen Menschen leid, die daran glauben, aber Mr Rice tut mir noch mehr leid. Ich denke oft, er muss sehr einsam sein.« Sie lächelte traurig. »Frag mich lieber nicht nach Mr Rice und seinem mangelnden Glauben, das ist ein Thema, das mir sehr zu schaffen macht, aber jetzt muss ich diese Briefe hier tippen.«

»Vielleicht können wir beide zusammen zum Lunch gehen«, schlug Caroline vor.

»Oh, eine gute Idee ... aber das geht nicht. Ich treffe mich zum Lunch immer mit meinem Freund. Also, an manchen Tagen bringt er seinen Lunch hierher, und wir essen zusammen, und manchmal fahre ich mit meinem Lunch zu ihm. Er arbeitet in einer Möbelfabrik Downtown. Wir sparen auf unsere Hochzeit. Nächstes Jahr im Juni wollen wir heiraten.«

»Bis dahin ist es ja noch lange«, sagte Caroline.

»Ich weiß«, sagte Mary Agnes sachlich. »Aber es könnte noch länger sein.«

»Jedenfalls wünsche ich dir alles Gute«, sagte Caroline. Sie ging zu ihrem Schreibtisch und setzte sich. Sie hatte die Stelle angenommen, um von allen Gedanken ans Heiraten

wegzukommen, und jetzt waren die ersten beiden Mädchen, denen sie begegnete, verlobt. Trotzdem, sie würde die Schubladen in diesem Schreibtisch aufräumen, und dann würde Miss Wie-immer-sie-hieß kommen und sie wahrscheinlich mit so viel Arbeit überhäufen, dass sie nicht wüsste, wie sie es schaffen sollte, so nervös, wie sie an ihrem ersten Tag war, und schon bald hätte sie nichts als Bürokras im Kopf, so dass ihr keine Zeit bliebe, an Sachen zu denken, die ihr nicht guttaten.

Im Kopf hatte sie eine Liste von Dingen gemacht, an die sie nicht denken durfte, aber das erwies sich insofern als schwierig, als es sich um Dinge handelte, die für alle anderen alltäglich waren und deshalb unwillkürlich im Gespräch aufkamen. Junge Männer, die Eddie hießen. Paris. Fast alle Schlager von Noël Coward. Drei oder vier spezielle Restaurants. Alles, was F. Scott Fitzgerald geschrieben hatte. Chianti. Die Gedichte von W.B. Yeats. Ozeandampfer mit Kurs auf Europa. Ozeandampfer auf dem Rückweg von Europa.

Vergessen wollte sie das alles eigentlich nicht, denn damals, in der Zeit mit Eddie, war sie glücklich gewesen. Aber sie wollte sich eines Tages daran erinnern können, ohne es so schmerzlich zu finden. Das war das Kunststück – alle guten Dinge aus der Vergangenheit zu behalten und die schmerzlichen abzuschütteln.

Sie war in ihrem ersten Jahr am Radcliffe College gewesen, als sie Eddie Harris kennenlernte. Er war in seinem letzten Jahr in Harvard, ein liebenswerter, fröhlicher, gutaussehender Junge, der Jazz auf dem Klavier spielen konnte und Bücher las, von denen keiner sonst gehört hatte, und der einen ausgeprägten Sinn für Humor hatte und sie stundenlang zum Lachen bringen konnte. Aber er hatte auch schwermütige Tage; dann lief er in Rollkragenpullover und khakibraunen Hosen auf bloßen Füßen in seinem Zimmer auf und ab, spiel-

te Noël-Coward-Lieder auf dem Plattenspieler und redete tagelang mit niemandem außer mit ihr. Im Studium bekam er, ohne sich besonders anzustrengen, für alles A's, und seine Familie hatte, so schien es, viel Geld. Caroline konnte es kaum fassen, dass sie solches Glück hatte, sie, ein Mädchen von achtzehn Jahren, das noch nie in einen Jungen verliebt gewesen war, und jetzt war Eddie Harris in sie verliebt, und sie himmelte ihn an.

Sie war sich ziemlich sicher, dass sie ihn mehr liebte als er sie, aber schließlich war er ein Mann, und Männer mussten sich auch um andere Dinge kümmern.

Sie hatten vor, im Herbst nach seinem Universitätsabschluss zu heiraten. Bis dahin sollte sie einen Sommerkurs belegen und ihr Diplom machen. Ihre Eltern bestanden darauf. Damals war sie erst neunzehn, und ihre Eltern sagten, eines Tages würde sie es bereuen, wenn sie mit ihrer Ausbildung so weit gekommen sei und dann den Abschluss nicht gemacht habe. Neunzehnjährige Mädchen müssten sich mit dem Heiraten nicht beeilen, sagten ihre Eltern, obwohl sie über die Verlobung mit Eddie ebenso erfreut waren wie Caroline selbst. Auch Eddie ermunterte sie, und natürlich war sie bereit, alles zu tun, was er sagte, aber eigentlich sah sie nicht recht ein, wieso ein paar Monate länger am College so wichtig sein sollten, wenn allein das Zusammensein mit Eddie ihre Sinne für alles, was sie las und hörte und sah, so sehr schärfte, dass sie sich wie ein anderer Mensch fühlte. College sollte einem das Denken beibringen, richtig? Also, bei ihr war es Eddie, der ihr das Denken beibrachte, und ihr sehnlichster Wunsch im Leben war es, ihm eine gute und interessante Ehefrau zu sein und ihn glücklich zu machen, statt noch mehr Shakespeare auswendig zu lernen.

Trotzdem, sie belegte den Sommerkurs. Und Eddies Eltern schenkten Eddie zum Abschluss des Studiums eine Europa-

reise. In Carolines Augen wäre es freundlicher gewesen, wenn sie damit gewartet hätten, bis Caroline und Eddie zusammen ihre Hochzeitsreise nach Europa hätten machen können, aber der Gedanke kam ihr so egoistisch vor, dass sie ihn nicht einmal aussprach. In der Zeit gab es in Harvard und Radcliffe eine richtige Blütezeit für Europareisen – jeder reiste dorthin. Zu reisen war für ihre Generation in den ersten Jahren nach dem Krieg eine neue Erfahrung, und Caroline war es schon beinahe leid, auf Cocktailpartys die immer gleichen Gespräche zu hören, bei denen die Gäste die Liste der von ihnen besuchten Orte herunterbeteten. Sie stand dabei und schwieg, und die anderen sagten zu ihr: »Du warst doch sicher auch schon in Europa, oder?« Sie fand die Studenten komisch, die nach Paris reisten, wo sie in Cafés saßen und nach amerikanischen Mädchen Ausschau hielten, die sie von zu Hause her kannten. Sie wusste, dass Eddie viel mehr von seiner Europareise haben würde.

Als sie sich auf dem Schiff von ihm verabschiedete, schenkte sie ihm eine Flasche Champagner und ein tapferes Lächeln, aber als sie ihn zum Abschied küsste, hätte sie ihn am liebsten angefleht: »Nimm mich mit. Fahr nicht allein.« Er sagte, es seien nur sechs Wochen, die Zeit würde wie im Fluge vergehen, und er würde immer an sie denken. Mit einem Lächeln sagte er: »Vermiss mich ein bisschen«, obwohl sie beide wussten, dass er meinte, sie solle ihn sehr vermissen, und dass sie das auch tun würde, ob er es sagte oder nicht. An Deck begegnete er den Eltern eines Mädchens, deren Name Helen Lowe war. Er kannte sie von der Schule, was lange her war, und hängte sich gleich an den Vater. Siehst du, sagte sein tröstliches Lächeln, als das Schiff ablegte, hier bin ich, neben diesem netten Mann mittleren Alters; siehst du, wie gut ich darauf achte, dass mir nichts passiert.

Auch Helen war auf dem Schiff, sie hatte mit ihren Freun-

dinnen vom Sarah-Lawrence-College in ihrer Erster-Klasse-Kabine gesessen, wo sie sich zusammen betranken. Helen war groß, schlank, üppig proportioniert und hatte aschblondes Haar, das fast grau wirkte – eine Farbe, die erst ein paar Jahre später populär wurde. Sie besaß einen weißen französischen Pudel und hatte vor der Seereise Französischunterricht genommen.

Als die sechs Wochen endlich um waren, kam an dem Tag, als Eddies Schiff ohne ihn in New York einlief, ein Brief von ihm an Caroline.

»Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll«, begann der Brief. »Dies ist mein vierter Versuch, Dir einen Brief zu schreiben, die anderen drei habe ich zerrissen.« Er erging sich in Selbstmitleid, weil er nicht dran vorbeikam, es ihr zu sagen. Wahrscheinlich hatte er gedacht: Was für ein Schlamassel, was für ein Schlamassel! Um wie vieles leichter war es, seine Liebe zu erklären, als die Liebeserklärung zurückzunehmen, besonders dann, wenn man das Mädchen noch mochte. Sein Mitgefühl schien viel mehr sich und der unangenehmen Lage, in die er sich gebracht hatte, zu gelten als ihr, denn schließlich musste sie nur lesen, was er geschrieben hatte, und zusehen, wie ihre Zukunft und ihr Glück leise um sie herum zerbrachen.

Eddie hatte schon immer alles Unangenehme gemieden. Vielleicht hatte er geglaubt, eine Ehe mit Helen Lowe wäre eine rundum gute Lösung, denn sie war wohlgezogen und elegant und klug und hübsch, und ihr Vater besaß Ölquellen. Gegen Ölquellen war kaum etwas einzuwenden. Oder vielleicht war es ihm doch so wie den anderen einsamen College-Absolventen ergangen, und er hatte in einem Pariser Café (oder in seinem Fall an Deck des Schiffes) nach einem vertrauten Gesicht Ausschau gehalten. Vielleicht hatte Caroline ihn überschätzt. Jedenfalls kamen Helen und ihre Eltern mit ihm zusammen auf dem Schiff nach Amerika zurück,

und einen Monat später fand in Dallas eine exorbitant teure Hochzeit statt.

Nachdem Caroline den Sommerkurs beendet hatte, lag kein weiteres Semester am College vor ihr, was sie beschäftigt hätte, deshalb belegte sie einen Kurs für Betriebswirtschaftslehre und Stenographie, und an dem Tag, nachdem sie ihr Diplom erhalten hatte, nahm sie die erstbeste Stelle an, die sich ihr bot. Eigentlich interessierte es sie gar nicht, was es war, solange es sie von neun bis fünf beschäftigen würde und sie somit acht Stunden weniger Zeit hätte, über ihre Lage nachzudenken. Andererseits war sie erfreut, als sich herausstellte, dass es eine Stelle in einem Verlag war. Sie kaufte drei Zeitschriften vom Fabian Verlag und las sie am Abend vor ihrem ersten Arbeitstag von vorn bis hinten durch, und sie wusste nicht recht, worüber sie mehr erstaunt sein sollte: über die Menschen, die solchen Unsinn lasen, oder die, die solchen Unsinn veröffentlichten. Allerdings war es seltsam, dass sie in letzter Zeit immer, wenn sie eine Geschichte las, die glücklich endete, zu weinen anfang.

»Sie sind die neue Sekretärin? Ich bin Amanda Farrow.«

Caroline sprang auf und schüttelte ihren Tagtraum ab. Die Frau vor ihrem Schreibtisch war Ende dreißig, groß und schlank und hatte ihr leuchtend kupferrotes Haar zu einem losen Knoten geschlungen. Sie war kühl und elegant und modisch gekleidet. Sie trug sogar einen kleinen Hut, kaum mehr als zwei flauschige Federn mit einem kleinen Schleier. »Ich heiße Caroline Bender.«

»Kommen Sie gleich in mein Büro. Nummer neun.«

Caroline sah hinter Amanda Farrow her, die in dem Büro mit der Nummer neun verschwand, und nahm einen Stenoblock und ein paar Bleistifte aus der Schublade ihres neuen Schreibtisches. Von dem Rundgang bei ihrer Ankunft wusste sie, dass Amanda Farrow's Büro eins für die höhergestellten

Mitarbeiter war, nur eine Stufe unter denen mit Teppichboden. Sie sah, wie das Deckenlicht in Nummer neun eingeschaltet wurde, wartete noch einen Moment, öffnete dann die Tür und ging hinein.

Amanda Farrow saß hinter ihrem großen Schreibtisch. Sie hatte den Hut noch auf und war damit beschäftigt, sich die Nägel zu lackieren. An der Wand standen zwei Aktenschränke und vor ihrem Schreibtisch zwei Sessel.

»Bestellen Sie mir als Erstes einen Kaffee, schwarz mit Zucker«, sagte Amanda Farrow. »Alles für die Ablage ist in diesem Karton da. Meine Sekretärin hat letzte Woche gekündigt, jetzt ist hier alles durcheinander. Die Post kommt viermal am Tag, die öffnen Sie, und was eine persönliche Antwort verlangt, kommt in diesen Karton. Einige der Briefe können Sie selbst beantworten. Briefe von Übergeschnappten zum Beispiel. Aber zeigen Sie mir alles, bevor Sie es rausschicken. Haben Sie eine Sozialversicherungskarte?«

»Noch nicht.«

»Besorgen Sie sich eine in der Mittagspause. Mr Fabian ist sehr streng, was das Arbeiten ohne Versicherungskarte angeht. Sie haben eine Stunde Mittagspause, und ich möchte, dass Sie pünktlich zurück sind, damit Sie das Telefon bedienen können. Ach, und wenn Sie Zeit haben, können Sie mir von Saks eine Packung Puder mitbringen.«

Schon jetzt regte sich in Caroline Widerstand gegen diese Frau. So schnell wie sie redete, war es schwer, ihr zu folgen. Caroline setzte sich in einen der Sessel vor Amanda Farrow's Schreibtisch, nahm den Telefonhörer und wollte beim Coffee-Shop eine Bestellung machen.

»Nicht hier!«, fuhr Miss Farrow sie an und schraubte ihr Nagellackfläschchen zu. »Benutzen Sie Ihr eigenes Telefon, draußen. Sie nehmen die Anrufe für mich immer an Ihrem Schreibtisch entgegen und melden sich mit ›Miss Farrow's

Büro«. Wenn Sie meinen Kaffee bestellt haben, kommen Sie wieder herein, zum Diktat.«

Caroline ging an ihren Schreibtisch, wählte die Nummer des Coffee-Shops, ging wieder in das Büro zum Diktat, wurde bei der Ablage unterbrochen, um einen neuen Brief aufzunehmen, wurde beim Tippen unterbrochen, um einige Papiere abzuheften. Amanda Farrow hatte alles andere als Ordnung im Kopf. Kaum fiel ihr etwas ein, das sie sofort erledigt haben wollte, da fiel ihr etwas anderes ein, das sie noch schneller erledigt haben wollte. Jedes Mal wenn das Telefon klingelte, musste Caroline aus dem Büro rennen, wo sie gerade die Ablage machte, und an ihrem Schreibtisch abnehmen. Zwischendurch kam Miss Farrow heraus und sah Caroline über die Schulter. Beim ersten Mal wurde Caroline davon so nervös, dass sie zwei Tippfehler machte.

»Ich dachte, Sie seien eine ausgebildete Schreibkraft«, sagte Miss Farrow.

Um Punkt zwölf Uhr – da war Miss Farrow gerade zwei Stunden im Büro gewesen – ging sie zur Mittagspause.

»Wie gefällt dir deine neue Chefin?«, fragte Mary Agnes.

»Ich hoffe, sie ist nur vorübergehend meine Chefin«, sagte Caroline bekümmert.

»Sie hat in drei Jahren zwölf Sekretärinnen gehabt«, sagte Mary Agnes. Sie nahm eine braune Papiertüte mit einem Sandwich aus der Schreibtischschublade und zog sich einen weißen Dralonpullover an, der mit Glasperlen bestickt war. »Komm, wir fahren zusammen mit dem Aufzug nach unten.«

»Weißt du, wo ich eine Sozialversicherungskarte bekomme?«

»Zwei Blocks von hier gibt es ein Büro. Am besten isst du vorher dein Lunch. Es dauert Stunden, bis man dran ist.«

»Aber ich habe nur eine Stunde Mittagspause«, sagte Caroline.

»Sie kommt erst um halb vier zurück. Sie merkt das nicht. Solange du bis drei wieder da bist.«

»Wie schafft sie dann ihre Arbeit?«, fragte Caroline. »Oder ist das eine naive Frage?«

»Die leitenden Angestellten haben kaum Arbeit«, sagte Mary Agnes. »Je höher man klettert, desto weniger hat man zu tun. Erst wenn du ganz oben bist, musst du Entscheidungen treffen, und das ist schwer. Die, die gleich darunter sind, haben es am besten.«

Nachdem Mary Agnes sich in Richtung Subway davongemacht hatte, schlenderte Caroline die Fifth Avenue entlang und sah sich um. Alle schienen es eilig zu haben, irgendwohin zu kommen, jemanden zu treffen, etwas zu erledigen. Die Mädchen nutzten die Mittagspause für ein paar eilige Einkäufe, die Laufburschen wollten den Brief oder das Paket zu seinem Empfänger bringen, bevor der zum Mittagessen ging, die leitenden Angestellten konnten es kaum erwarten, ihren ersten Martini zu sich zu nehmen. Auf den Stufen zur St. Patrick's Cathedral standen Touristen und fotografierten sich gegenseitig, wie sie lächelnd vor der historischen Fassade standen. Ein Taubenschwarm stob mit einem trockenen Schnappen von den Stufen auf, so dass es aussah, als würden Holzspäne in die kalte Luft geworfen. Die Sonne schien, und alles glitzerte.

Plötzlich spürte Caroline eine große Erregung in sich. Dies war ihr erster Tag an ihrer neuen Stelle, wo sie fünfzig Dollar in der Woche verdienen würde. Es kam ihr wie ein Vermögen vor. Sie wohnte noch bei ihren Eltern in Port Blair und hatte außer für Kleidung, Verköstigung und Fahrtkosten praktisch keine Ausgaben. Vielleicht würde sie zum Sommer hin eine Gehaltserhöhung bekommen, dann könnte sie sich zusammen mit einem anderen Mädchen eine Wohnung in New York nehmen. Beim Fabian Verlag musste es Hunderte

von jungen Mädchen geben, dachte sie, bestimmt werde ich eine finden, die sich mit mir eine Wohnung teilt. Während sie sich mit der Menge vorwärtsschob, musste sie in dem unerwarteten Wintersonnenschein blinzeln, und als ein Lieferjunge in Lederjacke sie angrinste und sagte: »Hallo, schönes Mädchen«, wurde ihr bewusst, dass sie gelächelt hatte.

Er findet sich so fesch, dachte sie, aber würde ich mich umdrehen und sagen: ›Ja, hallo‹, würde er wahrscheinlich in Ohnmacht fallen. Sie musste lachen. Sie war noch die freundlichen Umgangsformen der Kleinstadt mit einem College gewohnt, wo einem in der Viertelstunde vom Studentenwohnheim zu den Vorlesungen in der Fakultät das Lächeln im Gesicht erstarren konnte, weil man so viele Bekannte grüßen musste. Und in Port Blair kannte auch jeder jeden, wenn nicht persönlich, so doch durch Klatsch und Tratsch.

Sie fand das rußige, graue Gebäude, wo das Sozialversicherungsbüro war, und ging die Treppe nach oben. Ihr fiel ein, dass sie nicht zu Mittag gegessen hatte, aber sie war ohnehin zu aufgeregt, um zu essen. Der kleine Raum war voller Menschen, die stumpf in mehreren Reihen auf Holzstühlen saßen. Sie setzte sich auf den letzten Stuhl und sah sich um.

Was für eine Ansammlung unglücklich aussehender Menschen! So wie sie aussahen, konnte man denken, sie warteten darauf, einer Ratgeberin für Lebensfragen ihr unglückliches Herz auszuschütten. Vielleicht lag es aber auch daran, dass sie schon so lange in der Warteschlange saßen, denn wenn Menschen sich langweilten, traten ihre unattraktivsten Züge zutage. Caroline sah sich die Kleidung der Leute an. Die meisten trugen abgewetzte Jacken und abgetretene Schuhe. Sie fühlte sich plötzlich unwohl mit ihrem Waschbärkragen und den saubereren Lederhandschuhen. Wo waren die glücklichen, wohl situierten Menschen? Brauchten die keine Versicherungskarte? Oder waren hier nur die Menschen, die

seit langem arbeitslos waren? Vielleicht war sie versehentlich im Sozialversicherungsbüro für Gescheiterte gelandet, und irgendwo, Uptown oder Downtown, gab es ein zweites Büro für Menschen, die erfolgreich waren.

So werde ich niemals aussehen, dachte sie entschlossen. Was immer die Zukunft bringt, ich werde mir nie gestatten, so auszusehen. Solange ich Arbeit habe, werde ich etwas aus meinem Leben machen. Die Leute hier sehen aus, als hätten sie – irgendeine Arbeit. Sie sehen aus, als würde ihnen ihre Arbeit nicht besonders gut gefallen und als könnten sie nichts daran ändern. So will ich nicht aussehen, dachte sie, ich will, dass meine Arbeit zu den glücklichen Dingen in meinem Leben gehört.

»Der Nächste bitte«, sagte der angeödete Mann hinter der Theke. Die Schlange rückte eins vor. Wie die Reise nach Jerusalem, dachte Caroline, nur dass es niemandem Spaß macht und alle so schnell wie möglich hier rauswollen, damit sie ihre Stelle nicht verlieren. Sie sah auf ihre Uhr und fing an, die Broschüre zu lesen, die die Frau vor ihr auf dem Stuhl liegengelassen hatte.

Denken Sie an Ihre Zukunft, hieß es da. Fünfundsechzig ist für Frauen alt. Das schien so weit weg. Caroline hatte schon Mühe, sich vorzustellen, wie sie mit fünfundzwanzig sein würde. Vor einem Jahr, noch vor sechs Monaten, da war sie sich so sicher gewesen. Jetzt war die Zukunft völlig ungewiss. Sie wusste nicht, ob sie je wieder zuversichtlich in die Zukunft blicken würde, so wie früher.

Um zwei Uhr war sie wieder an ihrem Schreibtisch, ihr Lunch in einer Papiertüte, ihre Sozialversicherungskarte im Portemonnaie und Miss Farrow's Puder, als Geschenk verpackt, in einem gold-weiß-gestreiften Karton. Mary Agnes saß mit zufriedener Miene an ihrem Platz. Brenda unterhielt sich angeregt am Telefon und sparte, indem sie im Büro te-

lefonierte, ihre privaten Telefonkosten. Auf dem Platz neben Carolines, der am Morgen frei gewesen war, stand jetzt eine Strohtasche mit einer aufgenähten Blume, daneben lag ein Paar weißer Baumwollhandschuhe, von denen ein Finger ein Loch hatte.

»Hallo«, sagte Mary Agnes. »Hast du alles bekommen?«

»Ja«, sagte Caroline. »Ist Miss Farrow schon zurück?«

»Was glaubst du denn?«

Caroline setzte sich an ihren Platz und fing an, ihr Sandwich zu essen. Der Kaffee war durch den Pappbecher gesickert und färbte jetzt ihre neue Löschunterlage mit braunen Kreisen. Bei deren Anblick überkam sie ein Gefühl, als würde sie schon seit Jahren an diesem Platz sitzen.

»Die dritte Neue ist auch endlich da«, sagte Mary Agnes und zeigte auf den anderen Schreibtisch. »Zu Mr Rice hat sie gesagt, ihr sei am Morgen schlecht gewesen, und er war sehr freundlich zu ihr. Aber mir hat sie erzählt, sie hätte vergessen, den Wecker zu stellen! Kannst du dir vorstellen, dass jemand so schusselig ist? Vor meinem ersten Arbeitstag habe ich die ganze Nacht wach gelegen.«

»Ach, für sie ist das auch die erste Stelle?«

»Ja, und sie ist erst seit ein paar Wochen in New York. Sie kommt aus Springs, Colorado. Sie ist gerade mit dem College fertig.«

Mary Agnes, die Klatschbase der fünfunddreißigsten Etage, dachte Caroline.

»Sie heißt April Morrison«, erzählte Mary Agnes weiter. »Ein hübscher Name, nicht? April. Das ist sie, die mit den langen Haaren.«

Sie deutete mit dem Kopf zu einem Mädchen hinüber, das jetzt mit einem Stenoblock in der Hand von einem der Büros auf der anderen Seite quer durch das Großraumbüro kam – das seltsamste Mädchen, das Caroline je gesehen hatte.

April Morrision war von geradezu atemberaubender Schönheit. Von einem bisschen rosa Lippenstift abgesehen, trug sie kein Make-up. Aber das goldbraune Haar fiel ihr dicht und gelockt bis über die Schultern, so dass sie wie Rebecca von der Sunnybrook Farm aussah. Sie trug ein hellblaues Kostüm aus glänzender Gabardine. Sie hatte große blaue Augen und eine zierliche Nase mit Sommersprossen, und beinahe hätte Caroline erwartet, dass sie einen Sonnenhut bei sich trug.

»Zum Glück hat sie nicht deine Stelle«, flüsterte Mary Agnes, als April in ein Büro ging und die Tür hinter sich schloss. »Miss Farrow würde sie bei lebendigem Leibe verpeisen.«

»Na, vielen Dank«, sagte Caroline. »Du meinst, ich sehe so aus, als könnte ich es mit Miss Farrow aufnehmen?«

»Du noch am ehesten. Aber wenn sie dich fragt, ob du befördert werden willst und statt im Schreibbüro zu arbeiten, ihre Privatsekretärin sein möchtest, dann sag nein, nein, nein.«

Was hätte ich nur ohne jemanden gemacht, der mir an meinem ersten Tag Tipps und Ratschläge gibt?, dachte Caroline dankbar.

»Warst du mal ihre Sekretärin?«

»Ich habe nur ein paarmal von hier was für sie gemacht. Aber alle wissen, was für eine Schreckschraube sie ist.«

»Wie waren denn die anderen Mädchen, die als Sekretärinnen für sie gearbeitet haben?«

»Sehr elegant«, sagte Mary Agnes. »Ein bisschen wie du. Mit einem College-Abschluss. Meistenteils hübsch. Sie stellt immer solche ein, die das Zeug zur Karrierefrau haben, und dann kriegt sie einen schrecklichen Hass auf sie.«

»Ich könnte mir vorstellen, dass es wie die grausame Aufnahmeprüfung zu einer Studentinnenverbindung ist, wenn man für Miss Farrow arbeitet. Was meinst du?«

»Hey«, sagte Mary Agnes, »das ist gut.«

»Braucht sonst niemand eine Privatsekretärin?«

»Nein. Alle anderen Mädchen mögen ihre Stelle. Wenn du hier Privatsekretärin wirst, dann ist das schon was. Von da kann man ins Lektorat wechseln. Das heißt, wenn man sich dafür interessiert. Ich selbst möchte gar nicht Lektorin sein, obwohl man da bei fünfundsiebzig Dollar die Woche anfängt. Ich lese gern Zeitschriften, aber ich hätte keine Ahnung, wie man sie bearbeiten würde.«

Ich schon, dachte Caroline. Ich würde mit *Mein geheimes Leben* anfangen und schreiben, dass die Reportage »Meine zwei Tage in der Dachkammer mit einem Triebtäter« der schlimmste Unsinn aller Zeiten ist. Und ich wette, man könnte mehr verkaufen, wenn die Zeitschriften andere Titelbilder hätten und nicht solche, bei denen man schamrot wird, wenn man sie im Wohnzimmer liegen hat.

»Aufgepasst«, sagte Mary Agnes und beugte sich mit fleißiger Miene über ihre Arbeit, als Miss Farrow atemlos und mit rosigen Wangen hereinkam und verträumten Blickes in ihr Büro ging. Caroline nahm die Schachtel mit dem Puder und folgte ihr.

»Hier ist Ihr Puder, Miss Farrow. Ich habe den Betrag von Ihrem Konto abbuchen lassen.«

»Warum das denn, hatten Sie kein Geld?« Es war offensichtlich, dass Miss Farrow's verklärte Stimmung sich nicht auf die Behandlung ihrer Schreibkraft auswirkte.

»Um ehrlich zu sein, nein.«

Miss Farrow zog die Augenbrauen hoch. »Merkwürdig. Als ich Sie sah, dachte ich, dass Sie eines der Mädchen vom Vassar College sind, die denken, bloß weil sie Literatur studiert haben, könnten sie Lektorin werden.«

»Bei mir war's Radcliffe. Und ich habe tatsächlich Literatur studiert.« Caroline lächelte.

»Wahrscheinlich denken Sie, Lektorin zu sein ist leicht.«

»Ich bin mir nicht mal sicher, ob es leicht ist, Sekretärin zu sein.«

Miss Farrow musterte sie scharf, um zu sehen, ob Caroline das sarkastisch meinte oder ernst. Caroline versuchte, eine möglichst ausdruckslose, leicht belustigte und dabei etwas servile Miene zu machen und auf keinen Fall ängstlich zu wirken.

»Es ist nicht leicht, *meine* Sekretärin zu sein«, sagte Miss Farrow dann.

»Ich werde mir große Mühe geben, bis Sie wieder Ihre eigene Sekretärin bekommen.«

»Wie viel verdienen Sie hier?«

»Fünfundfünfzig Dollar in der Woche.«

»Keine Arbeitserfahrung, wie?«

»Ich habe gerade einen sechswöchigen Kurs in Betriebswirtschaftskunde und Sekretariatskunde abgeschlossen. Mein Steno ist also besser als das einer Schreibkraft, die eine Weile lang nicht gearbeitet hat.«

»Hier fangen Privatsekretärinnen bei fünfundsechzig Dollar an, müssen Sie wissen. Haben Sie Ehrgeiz?« Wie viel Abneigung und Misstrauen diese Frau ausstrahlt, dachte Caroline überrascht. Was, glaubt sie denn, könnte ich ihr antun?

»Na ja, fünfundsechzig klingt um vieles besser als fünfzig«, sagte Caroline sanft.

Miss Farrow's misstrauischer Ausdruck wurde etwas milder. »Bisher habe ich mich noch nicht um einen Ersatz für meine Sekretärin gekümmert. Vielleicht brauche ich das auch nicht. Wir warten ab, ob Ihre Tippfähigkeiten besser werden.«

Das werden sie bestimmt, wenn Sie mir nicht dauernd über die Schulter gucken, dachte Caroline. »Ich habe ein paar Briefe fertig, die Sie unterschreiben könnten«, sagte sie. »Ich hole sie. Wäre das dann alles?«

»Ja«, sagte Miss Farrow mit einem kleinen Lächeln. »Das ist dann alles.«

Der Rest des Nachmittags verging so schnell wie der Vormittag: Miss Farrow erließ lauter abgehackte Anweisungen, und Caroline gab sich große Mühe, ihnen zu folgen. Sie kam sich vor wie das Mädchen, das genau weiß, dass der Football-Held sie zum Tanz einladen wird, aber da der zugleich als Herzensbrecher der Klasse berüchtigt ist, muss sie entscheiden, was sie wirklich will. Und sie wusste nicht, was sie wollte. Eine angenehme Arbeit, ja, aber immer das Gleiche zu machen wie Mary Agnes, das nicht. Irgendwas dazwischen wäre ideal, aber ihr wurde jetzt schon klar, dass die Arbeitswelt komplizierter war, als sie sich vorgestellt hatte. Sie erkannte, dass sie die Arbeit im Büro aufregend und anstrengend fand, weil sie neu war. In ein paar Wochen würde sie das langweilen. Ihr Verstand verlangte nach einer kreativen Arbeit. Doch das Wichtigste war: Sie würde ständig an Eddie denken und an das, was hätte sein können, wenn ihre Arbeit sie anödete, und genau das wollte sie ja vermeiden.

Um Viertel vor fünf kam Miss Farrow aus ihrem Büro und zog sich die Handschuhe an. »Auf meinem Schreibtisch liegt ein Lektoratsgutachten«, sagte sie. »Tippen Sie es ab, zweizeilig. Das wär's dann für heute, es sei denn, Sie haben noch nicht alles geschafft. Auf Wiedersehen.«

»Auf Wiedersehen, Miss Farrow.«

»Oh ... das ist doch wohl ...«, flüsterte Mary Agnes empört. »Sie ist die einzige Lektorin, die ihre Gutachten nicht selbst tippt. Wahrscheinlich hat sie Angst, sich den Nagellack zu zerkratzen.«

Caroline lachte und ging in Miss Farrow's Büro. Vor der riesigen Fensterfront, der vierten Wand des Büros, war es schon dunkel, und durch die Lamellen der Jalousie konnte Caroline die Lichter der Stadt sehen. Sie zog die Jalousie

hoch und blieb einen Moment lang am Fenster stehen. Jedes erleuchtete Viereck war ein Büro, und in jedem Büro, überall in der dämmrigen Stadt, gab es Mädchen wie sie selbst, glücklich oder enttäuscht, ehrgeizig oder gelangweilt, die hastig die Hauben über ihre Schreibmaschinen zogen und davoneilten, um sich mit Menschen, die ihnen lieb waren, zu treffen, oder andere Mädchen, die ihren Nachhauseweg hinauszügerten, weil Zuhause bedeutete, dass sie einen langen dunklen Abend allein verbrachten. Plötzlich war ihr die Kehle wie zugeschnürt, so dass sie kaum schlucken konnte. Sie wandte sich zu Miss Farrows Tisch um und nahm das Manuskript in die Hand.

Es war ein dickes Manuskript, eine lose Sammlung von Schreibmaschinenblättern mit einem kräftigen Gummiband darum. Neugierig blätterte sie in den ersten Seiten. Auf dem obersten Blatt stand: *Derby Books. Gutachten.*

Sie las Miss Farrows Sätze, die mit großer, auffällender Handschrift geschrieben waren. Es war ein begeistertes Gutachten: »Klug geschrieben, die Handlung hat mich von Anfang bis Ende gefesselt.« Caroline tippte das Gutachten sauber ab und heftete das Blatt an das Manuskript. Die Glocken der St. Patrick's Cathedral schlugen fünf Uhr.

Mary Agnes machte die Tür auf und guckte ins Büro. Sie hatte sich Pullover und Mantel angezogen und hatte ihre Handtasche in der Hand. »Wiedersehen, Caroline.«

»Wiedersehen.«

»Bleib nicht den ganzen Abend. Haha.« Mary Agnes winkte und wollte gehen.

»Mary Agnes ...«

»Ja?«

»Meinst du, ich könnte das Manuskript heute Abend mit nach Hause nehmen, zum Lesen? Ich meine, gibt es da irgendwelche Regeln?«

»Du willst es lesen? In deiner Freizeit?«

»Das ist doch aufregend – ein Buch zu lesen, das so gut ist und bevor es veröffentlicht ist!«

Mary Agnes zuckte die Schultern. »Wenn du willst. In dem Aktenschrank da drüben liegen ein paar große rote Umschläge.«

»Danke.«

»Mach's gut.«

Die Tür ging zu, Caroline holte sich einen Umschlag aus dem Aktenschrank und schob das Manuskript vorsichtig hinein. Dann packte sie ihre Sachen zusammen und ging zum Aufzug. Es war fünf nach fünf, und das Großraumbüro war leer. Es hatte sich in kürzester Zeit geleert, fast so, als wäre Bombenalarm ausgelöst worden. Aus einem der Büros entlang des Flurs konnte sie eine Schreibmaschine hören. Es war ein langer Tag gewesen, und erst jetzt merkte sie, wie müde sie war. Als sie mit dem Fahrstuhl nach unten fuhr, fiel ihr ein, dass Miss Farrow es versäumt hatte, sie den anderen vorzustellen, wie Mary Agnes es angekündigt hatte. Es spielte keine Rolle. Sie hatte trotzdem eine ziemlich interessante Einführung gehabt. Und jetzt war sie ganz begierig darauf, den Roman zu lesen, den sie eingepackt hatte. Sie klemmte sich den Umschlag unter den Arm und ging mit schnellen Schritten die Straße entlang, um den Zug um kurz vor halb sechs noch zu erwischen.

Zweites Kapitel

New York ist eine Stadt ständiger Veränderungen, alte Häuser werden abgerissen und neue in die Lücken gebaut, Straßen werden aufgerissen, abgesperrt, Schilder verkünden höflich: WIR BEREITEN DEN WEG FÜR EIN WACHSENDES NEW YORK. Die meisten Einwohner leben in kürzlich umgewandelten Häusern – umgewandelte Brownstone-Reihenhäuser und Whitestone-Häuser, prachtvolle Villen, die in Zwei- und Dreizimmerwohnungen aufgeteilt worden waren oder in Wohnungen, die euphemistisch als »Anderthalbzimmerwohnungen« bezeichnet wurden. April Morrison, die an einem Donnerstagmorgen im Januar um sieben Uhr in ihrer neuen Wohnung aufwachte, hatte solche »anderthalb Zimmer«. Die Wohnung befand sich in einem umgewandelten Mietshaus ohne Fahrstuhl nördlich von Columbus Circle.

Sie lag zwei Stockwerke über dem, was der Vermieter als »Wintergarten« bezeichnete, was aber in Wirklichkeit ein kleiner Innenhof war, mit aufgestapelten metallenen Gartenstühlen, die langsam vor sich hin rosteten, und einem kleinen Fleck Erde, wo irgendwann vielleicht jemand ein paar Blumen pflanzen würde. Die Wohnung bestand aus einem großen Zimmer mit einer Küche, die in einem Wandschrank verschwand, und einem Bett, das aus der Wand heruntergeklappt wurde und eine schadhafte Sprungfeder hatte, so dass April in gekrümmter Haltung schlafen musste. Allerdings

störte die defekte Sprungfeder ihren Schlaf nicht besonders, denn April war äußerst entspannt und gesund. Außerdem gab es in der Wohnung ein Badezimmer mit einer Duschvorrichtung über der Badewanne sowie einen praktischen, großen Wandschrank.

An diesem Morgen sprang April, sobald der Wecker klingelte, aus dem Bett. Am Tag zuvor war ihr erster Arbeitstag in New York gewesen, und vor lauter Aufregung hatte sie vergessen, den Wecker zu stellen, und war erst mittags ins Büro gekommen. Das würde ihr nicht wieder passieren.

Als April in einem kleinen Topf aus dem Billigkaufhaus Kaffeewasser aufsetzte, sang sie ein Lied, das ihr seit Jahren nicht in den Sinn gekommen war. Sie hatte es im Kindergottesdienst gelernt. Ehe ihre beiden älteren Schwestern heirateten, waren sie Helferinnen im Kindergottesdienst gewesen, und als April verkündete, sie wolle zur Schauspielschule gehen, hatten sie gelacht. Es gab Tausende von jungen Mädchen mit goldenem Haar, die nach Hollywood wollten, hatten die Schwestern zu ihr gesagt, und obwohl sie in Schulaufführungen immer die Hauptrolle gespielt hatte, würde sie sich diesen Unsinn schnell aus dem Kopf schlagen, wenn sie vernünftig war. »Warum?«, hatte ihr Vater gesagt. »Warum soll April nicht Schauspielerin werden?« Aber Väter dachten oft, dass ihre jüngsten Töchter etwas Besonderes waren.

Im College hatte sie Sprechunterricht, Ballett- und Gesangsunterricht genommen, außerdem, um es ihrer Familie recht zu machen, hatte sie Schreibmaschine und Steno gelernt. Zum Abschluss schenkten ihre Eltern ihr eine Bahnfahrkarte nach New York und fünfhundert Dollar. Sie sollte, so lange das Geld reichte, in New York bleiben und das tun, was sie wollte – ins Theater gehen, die Stadt erkunden, die Museen besuchen, sich mit einer Schulfreundin ihrer Mutter treffen, die einen Mann aus Brooklyn geheiratet hatte und

jetzt dort lebte. April kam nach Thanksgiving in die Stadt und verbrachte die ersten drei Tage mit diesen Unternehmungen. Am vierten las sie in der Zeitung von einem Vorstellungstermin für Tänzerinnen, die für ein Musical gesucht wurden. Sie ging hin, voller Hoffnung und Angst, musste mit fünfhundert anderen Mädchen, so schien es ihr, vortanzen und wurde mit der Auskunft, man würde sich bei ihr melden, nach Hause geschickt. Sie hörte nie wieder etwas. Am Ende ihrer zweiten Woche in New York meldete sie sich auf eine Anzeige für Chorsängerinnen.

Die meisten Mädchen, bemerkte sie insgeheim und voller Hoffnung, waren ziemlich unattraktiv, viel weniger hübsch, als die Tänzerinnen gewesen waren. Warum waren die Sängerinnen in einer Show nie so hübsch wie die Tänzerinnen? Sie fand den Grund bald heraus. Mit ihren ausgebildeten Stimmen mussten diese Mädchen nicht hübsch sein, man konnte ihnen zuhören und brauchte sie nicht allzu genau anzusehen. Gegen sie hatte April mit ihrer nur teils ausgebildeten Stimme (Kirchenchor und Stimmbildung am College) keine Chance. Man dankte ihr fürs Kommen und sagte, sie würde hören. Am nächsten Tag ging zu einem Vortanzen im Copacabana. Wenigstens konnte sie gerade gehen.

Als sie in dem Club ankam, fühlte sie sich wie eine Zwergin. Die Mädchen waren alle ein Meter achtzig groß, oder wenigstens kam es April so vor. Ohne Schuhe war April ein Meter sechzig. Sie wurde gar nicht erst gebeten, ihre Beine vorzuzeigen, worüber sie froh war, denn ihr wurde plötzlich klar, dass sie es denen zu Hause niemals erklären könnte, wenn sie Revuetänzerin würde. Ihre Eltern glaubten, alle Revuetänzerinnen in Nachtclubs wurden von Männern ausgehalten.

Was sollte sie tun? Die fünfhundert Dollar reichten nicht so lange, wie sie gedacht hatte – einmal war sie mit einer

Limousine gefahren (wer hätte gedacht, dass das so teuer sein würde?), sie hatte sich eine Gesichtsmassage gegönnt und sich zu einer Flasche Parfüm hinreißen lassen, und dazu die vielen Taxifahrten. Sie hatte das Gefühl, die Taxifahrer fuhren unnötige Umwege mit ihr. Aber eins stand für sie fest: Sie würde mit der Subway fahren und im Automaten-Restaurant essen, und selbst wenn sie als Verkäuferin in einem Billigkaufhaus arbeiten musste – sie würde in New York bleiben. Und weil das Hotel zu teuer war, hatte sie diese kleine Wohnung genommen.

Sie fand New York großartig! Geradezu überwältigend. Wenn sie keine erfolgreiche Schauspielerin würde, wäre das nicht das Ende der Welt. Zu Hause, in Springs, war ihr ein Leben als Schauspielerin sowohl glanzvoll als auch erreichbar erschienen, weil es zu einer Traumwelt gehörte. Sie hatte alle Stücke von Eugene O'Neill und J.M. Barrie und die Komödien von Kaufman and Hart gelesen und sie in ihrem Zimmer hinter verschlossener Tür laut rezitiert. Aber sie begriff, dass sie das genauso wenig zu einer erfolgreichen Schauspielerin machte, wie jemand Chefkoch im Waldorf wird, bloß weil er Rezepte aus der Zeitung ausschneidet. Schauspielerin zu werden war Teil ihrer Wunschvorstellung, eines Traums gewesen, in dem hohe Gebäude in blauem Zwielflicht und der Brunnen vor dem Plaza Hotel vorkamen und in dem Marlene Dietrich Taschentücher bei Bonwit einkaufte, Frank Sinatra aus der Tür von Lindy's trat und wo bezaubernde, gänzlich unbekannte Frauen, in weißen Zobel gehüllt und mit Diamanten behängt, von attraktiven, älteren Männern eskortiert wurden. Der Ort, in dem ihr Traum stattfand, existierte wirklich, sie ging darin herum, bestaute ihn atemlos. Und das mit der Schauspielerei? Bis sie in der Abenddämmerung an den hohen Gebäuden vorbeispazierte, war ihr nie bewusst geworden, wie unbedeutend sie tatsächlich war. Wie sollte sie

es jemals anstellen, eine Festung wie New York zu erobern? Eigentlich wollte sie das gar nicht. Sie wollte nur so lange bleiben, bis sie Teil davon war, bis sie eine der bezaubernden und umschwärmten Frauen war, und ihr war halb bewusst, dass auch dies eine Traumvorstellung war. Sie brauchte nur die drei Treppen zu ihrem kümmerlichen Zimmer hinaufzusteigen, dann wusste sie genau, was Traum, was Wirklichkeit war. Trotzdem, sie war sehr glücklich, und jeder Moment brachte Neues und Aufregendes. Niemand, den sie zu Hause kannte, war von »Mr Broadway« George Abbott persönlich abgelehnt worden.

In der *New York Times* las sie die Anzeige einer Arbeitsvermittlungsgesellschaft. Sie ging zu der Agentur und wurde zu Fabian Publications, einem Verlag, geschickt. Eigentlich wollte sie eine der Stellen für neunzig Dollar in der Woche haben, aber es war ihre erste Stelle, und ihr wurde gesagt, sie könnte die weniger gut bezahlte Stelle nehmen und sich freuen, dass man ihr diese Erfahrung ermöglichte. Zu Hause hatten alle Mädchen in der Highschool begierig *My Secret Life* gelesen – sie selbst hatte erst vor drei Jahren damit aufgehört. Im Grunde fand sie die Vorstellung, bei einer Zeitschrift mitzuarbeiten, aus der sie viele ihrer derzeitigen Fehlinformationen bezogen hatte, sehr aufregend. Ihre Großmutter las *The Cross*. Sie schrieb sofort nach Hause, dass sie eine Stelle hatte, und fügte gleich hinzu, dass sie nicht zurückkommen würde, wenigstens nicht auf absehbare Zeit.

Sie trank ihren Kaffee im Stehen und zog sich hastig an. Jetzt war es schon wieder halb neun, und sie hatte sich in Tagträumen verloren. Als sie auf die Straße trat, sah sie ihre Reflektion im Schaufenster eines Delikatessenladens neben ihrem Haus. Ihr Mantel war zu kurz – oder doch nicht? Sie musste an das Mädchen mit dem Tweedkostüm und dem Kragen aus Waschbärfell denken, das am Tag zuvor bei Fabian

an dem Platz neben ihrem gearbeitet hatte. Wie elegant sie ausgesehen hatte! Irgendwie hatte sie – genau richtig ausgesehen. Lag es an den Lederhandschuhen? Vielleicht wirkten weiße Baumwollhandschuhe im Januar völlig fehl am Platz. Es waren ihre besten Handschuhe, und sie hatte sich nie Gedanken darüber gemacht. Jetzt betrachtete sie sie genauer und bemerkte zum ersten Mal das Loch in einem Finger. Sie zog sie aus, stopfte sie in ihre Handtasche und ging rasch zur Subway.

Noch fürchtete sie sich vor der Subway und brachte es nicht über sich, zu rennen, so wie andere Leute, weil sie Angst hatte, dass die schweren Türen sich schließen könnten, während sie, laut schreiend, halb drinnen, halb draußen steckte und vom Zug mitgezerrt würde, zu einem düsteren, schrecklichen Ende im Dunkel des Tunnels. Sie sah, wie die Menschen sich drängten und nach vorn schoben, als das Herannahen des Zuges lauter wurde, zögerte einen Moment vor dem Schalter und zählte ihr Kleingeld für die Metallmarke zusammen.

»Guten Morgen«, sagte sie freundlich zu dem Mann hinter dem Gitterfenster. Er war einer der wenigen Menschen in New York, den sie inzwischen mehrmals gesehen hatte, und deshalb empfand sie eine gewisse Freundlichkeit für ihn.

»Wie geht es Ihnen heute?«

»Ganz gut«, sagte sie. Sie nahm ihre Metallmarke und wollte gehen.

»Warten Sie«, flüsterte er. Er sah sich um und griff dann nach ihrem Handgelenk, seine Finger waren erstaunlich stark. »Ich möchte Ihnen etwas zeigen.«

»Etwas zeigen?«

»Hier«, sagte er und schob ein Bild mit der Rückseite nach oben unter dem Gitter hindurch. Sie sah ihn neugierig an und nahm das Foto.